

**Zweite Abtheilung.**

1849.

Specie Abbildung

1849

## I.

Zwei Jahre später — im Januar 1849 —  
kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erschrak,  
das Herz schnürte es mir zusammen, als ich Seine  
wiedersah und er mir die blasse abgemagerte Hand  
zum Gruße entgegenstreckte.

In Montmorency hatte ich ihn zuletzt ge-  
sehen, sehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht,  
seiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn  
auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung,  
in der Rue d'Amsterdam, fand ich ihn bleich, ab-  
gezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder,  
der das Bett seit Jahr und Tag nicht verlassen.  
Es war Abend als ich eintrat, auf dem



Simse des Kamins brannte eine Lampe, eine breite Tapetenwand schied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüsterten Abtheilung stand das Bett. „Qui est la?“ hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, streckte sich mir eine hagere Hand entgegen, die sich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Diese Hand war fast durchsichtig und von einer Blässe und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefsten Gemüthe ergriffen, suchte ich vergebens nach Worten und eine lange Pause erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimmer eines Claviers.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ sagte Heine endlich — schmerzlich, aber mit jenem ironischen Lächeln, das er auch später nicht verlor, um die



Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten besungen und ahuten wohl schwerlich, daß auch einmal Ihr Freund sich zu dieser Secte bekennen werde. Doch ist es so! Nun sind es schon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehn Sie, beinahe zwei Jahre sind es, daß ich keine Hosen angezogen habe!“

Er erhob sich auf seinem Kissen und sprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht gesprochen. Er erzählte von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hülflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange dauere. Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgesetzter und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie

er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankriechte, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe — und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglückseligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“ —

Man hat viel von diesem Fluch gesprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt der Phantasie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer steigert,



alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheure malt und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantaste ist im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie rasch und erbarmungslos gefräßig sie das wunderbare Knochengehäuse, das ein Mensch genannt wird, schmilzt, das haben uns von den ältesten Zeiten her unzählige Beispiele gelehrt. Der Geist ist, wie der Güter, so der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal sind sein Erbtheil, und die Extasen, die er schafft, sind mit der Diätetik schwer vereinbar. So sind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht selbst genug,“ schreibt dieser Letztere an Schiller, „um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke



aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Andere wagen den Griff in's Herz, selbst auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein solches Opfer war Schiller; nach seinem Tode fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine excentrische, im Gegentheil eine harmonische Seele, ist in späterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf- und abgerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!“

Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaße. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden,

weiter zu produciren? Keinesfalls. Also woher diese Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poesie recht bedenkt, so muß es Einem fast unerklärbar scheinen, wie ein Mensch, der, um sie darstellen zu können, wenigstens geistig alle Leidenschaften in sich aufnehmen mußte und sie mit der erschütterndsten Macht aussprach, wie kein Anderer vor ihm und keiner seitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menschlich geartetes Wesen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebar er doch fünfzig Gestalten aus sich heraus, von denen man glauben sollte, daß sie die Brust, die sie getragen und groß gezogen, zersprengen müßten! Doch man irrt gar sehr, wenn man glaubt, daß nicht auch diese ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologisch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen sie sich abgab und ungestraft wieder und wieder in



den Tartarus aller Leidenschaften hinabstieg. Nur mit der tiefsten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauer, der sich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darsteller an die Vorführung mancher shakespeareischen Rolle. Es war eine Clausel im Contract Garricks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu spielen und diese Bedingung erklärt sich aus der Alles aufwühlenden Erschütterung, die die Darstellung dieses Parts im Schauspieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geistesprocesse sein, die zur Schöpfung eines solchen Dramas führten! Im Phlegma und in der Ruhe schreibt selbst der Pfuscher nichts, wie mußte erst die große Seele vibriren und klingen, sich ausdehnen und rauschen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus sich hervorstiegen ließ! Ja, Shakespeare sogar litt pathologisch unter den Werken, die er schrieb. Sein Scheitel wurde



frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenosse von ihm schreibt, daß seine Knieen oft unter ihm schwankten. Wem ist es nicht aufgefallen, wie die Farben dieses Dichters auch immer düsterer werden, bis sie im „Timon von Athen“ und im „Maß für Maß“, den ganz späten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein furchtbarer Weg von der Comödie der Irrungen und der sonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom süßen William zu reden?

Ja, so ist es! Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind, als die von zehn irdischen Frauen. Was sag' ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er friß-

set Heu wie ein Dohse! Siehe, seine Kraft ist in den Lenden, seine Knochen sind fest, wie Erz, und seine Gebeine wie eiserne Stäbe! Er schlukket den Strom in sich, und achtet es nicht; er läffet sich dünken, er könne den Jordan mit seinem Munde erschöpfen.“ So heißt es im Buche Hiob von diesem Wesen, und wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Was Heine betrifft, so war dieser von jeher eine der unruhe- und sehnsuchtsvollsten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe schwächlichen Organismus eingeschlossen, Dual und Entzückung des Lebens mit steigender Phantasie gekostet. Die fast ununterbrochenen literarischen Kriege, die er, wie selten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen seiner Feinde einzuäschern, weit öfter aber, um nur sein eigenes Gebiet vor Inva-



sionen zu schützen, mußten überdies sein Gemüth in bedenklicher Weise spannen und reizen. Die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im Stande, dem lorbeer gekrönten Manne eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zar- testen Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire gesagt: „Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous haben.“

Und während ihn seine Polemik aufrieb, seine Produktionen anstregten und sein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein besonderer Zug seiner Natur an der Zerstörung seines Leibes. Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besän- gen und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen. Man hat viel über diesen Punkt hin- und hergestritten. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese Leidenschaft



verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen.

Seine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Hexensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besäße er das Herz der Elfen, und kannte ihre lascivsten Ausdrücke, als hätte er an den Festen der Faune theilgenommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand Herzen zu erobern und zu fesseln und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon.

Dies alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in bloß platonischem Genusse weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen fest.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grausame Göttin, *diva mater Cupidinum*. Grausam gegen Alle, ist sie um so grausamer, wenn sie ein Wesen von so erregbarer und heißer Phantasie wie das eines Dichters ergreift. Für Heine war sie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, sondern eine unermessliche Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernden Brand steckte. Wenn er in seinem Wintermärchen sagt, seine Seele sei rein und keusch wie das Feuer, wenn er abermals in seinem Buche über Börne behauptet, die Liebe sei stets die große Passion seines Gemüthes gewesen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, so ist es ihm zu glauben. Seine Seele war ganz bei dem, was er liebte. In dieser sein ganzes Leben durchklingenden Leidenschaft, in der Liebe fühlte er sich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt, der Menschen,



wie der Staatsformen; in ihr schwang er sich auch über sich selbst hinaus und über den inneren sich ewig mit elektrischer Gewalt reibenden Dualismus seiner Natur. Aber die Flammen, in denen er so gerne athmete, fraßen an seinem Leben, verzehrten ihn selbst. Nicht eben materielle, geistige Erregungen arbeiteten an seiner zarten Organisation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos seines Lebens war auch sein Tod. Er selbst gestand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er sich oft. Mit Behmuth und einem gewissen Ingrimm sagte er einmal: „Sehn Sie hin! Wie blühen diese Frauen! Es sind Blumen, denen weder der Sonnenstich noch der kalte Nachthau schadet. An ihren Kelchen berauschen sich tausend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöschen. Es ist Herbst — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends steht man einen Schmetterling mehr!“ ....

Diese Worte sagten ein für alle Mal genug, sie sagten dasselbe nur anders, was ich in irgend einem Buche von Mery gelesen habe: „Les femmes ont tué beaucoup d'artistes, et les artistes n'ont jamais tué des femmes.“

Wäre überhaupt an einer, wie mir scheint, so prädestinirten Organisation zu mäkeln, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tausend Jahre lang todt gewesen und gegen welchen sich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gefehrt? Der Arme! ihm wäre besser gewesen, ein Spiritualist zu bleiben! Es ist ein System, in welches wir alle hineingeboren werden, das unserem Geiste wie unserem Körper angemessen ist, und bei dem wir uns wohlbe finden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krank-



heit überfallen, als Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribünen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbbblind, halbgelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes ein, und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehn.

Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekanntes Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis

er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter.

Die schönen Lippen der Göttin, die zu athmen schienen, lächelten wie immer und unten stand ihr unseliges Opfer.

Dieser einzige Moment enthält eine ganze Welt von Jammer . . . . .



## II.

Seine wurde mit Börne zusammen genannt; gleiche Abstammung, ein gleicher Kampf, der gemeinsame Aufenthalt in Paris brachte sie zusammen, aber beide Naturen waren himmelweit verschieden und zwischen beiden lag von jeher ein Abgrund.

Seine war ein Kind, in dessen Kopf liebliche Traumbilder gaukelten, ausgelassen, wild, überreizt, ein Poet, ein Sybarit, ein Weltkind, er bewegte sich am liebsten im Umgang mit schönen Frauen und zog wie sein Namensvetter Prinz Heinz die Gesellschaft geistreicher und frivoler Abentheurer, lockerer Genossen, „thörichte Läch-

ter“ (wie man im Mittelalter sagte), erfindungsreicher Glücksritter nicht selten dem Verkehr mit den angesehensten und gewiegtesten Notabilitäten der Literatur und des Patriotismus vor. Er war kein Freund des „sittlichen Ernstes“, er liebte nichts so sehr als ein übermüthiges, laut aus der Seele schallendes Gelächter, er war der entschiedenste Feind der Tugendbündler, Motte Fouqué, Zahn, Görres, er sah deren Nachfolger noch in den Republikanern, den Burschenschaftlern des Hambachfestes, in allen jenen deutschen Männern mit der Pfeife, und kam, er, der Mensch der freiesten Freiheit, in offenen Widerspruch mit der Demokratie.

Börne's Natur war eigentlich weich geschaffen. Er hatte etwas von Rousseau, etwas von Jean Paul. Er gehörte zu den gedrückten Jugendnaturen, er ging aus jener schaurigen Judengasse zu Frankfurt hervor und führte das Gedächtniß daran wie ein ewig schwärendes Brand-



mal mit sich herum. Das Gefühl des Unrechts, das der christliche Staat den Juden anthut, verlosch nie in seiner Seele. Allmählig verhärtete diese ursprünglich weich und sensitiv angelegte Natur, ward bitter, ward gallig. Er war ganz Zorn, ganz Schmerz, ganz Entrüstung, er konnte nicht lachen, er trug seinen Weltschmerz unaufhörlich mit sich herum und jedes Wort, das er schrieb, war mit seinem Blute geschrieben.

Börne war kein Poet; seine Novelletten, seine Reiseskizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, an Plastik, an Gestaltung. Ein gesunder Menschenverstand war ihm gegeben, das lebendigste Gefühl für Recht und Unrecht, dabei ein scharfer, ägender Wiß, der jedoch nicht selten alles verkehrte und aus der einseitigsten Anschauung her Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärte.

Seine, in Paris angekommen, traf Börne bereits dort an. Sie waren Freunde von Frankfurt

her und sahen sich in der ersten Zeit häufig. Ein Kreis von Gesinnungsmännern, Republikanern, Clubbisten umgab den gefeierten Verfasser der „Pariser Briefe,“ der mit allen Montagnards und alten Conventmitgliedern in Verbindung stand und die Erziehung des deutschen Handwerksgelellen sich angelegen sein ließ.

Nun war Seine ein lustiger Bursch, der auf den Trottoirs von Paris sich trefflich amüsirte. In seiner Tasche klapperten die schönen, melodischen Luisd'or, die ihm sein Dunkel aus Hamburg schickte und manche andere, die er sich selbst verdiente, er sah den jungen Schönen nach und piffte seine Lieder.

Börne ging aber grossend einher, ein Mann, wenn es je einen gegeben, in seinem tiefen, edlen Herzen vibrirte jede Schande nach, jede Unbill, die man an Menschen verübt. Die Politik war seine Religion, seine Ueberzeugungen waren starr, er wurde einseitig, wie alle Fanatiker und maß



jeden mit seinem Maßstab. Dieser Maßstab war die Gesinnung.

Es ist traurig, daß zwei Männer, die einander so verwandt waren, die sich so nahe standen — nicht Freunde blieben, wie sie es einst gewesen, aber das hieß das Unmögliche fordern. Sie kamen aus einander, allmählig, unmerklich, erst nur schrittweise, bald aber mehr und mehr, ohne Möglichkeit der Vereinigung, weil ihre beiden Naturen sich antipodisch entgegengesetzt waren und sich mit der Kraft entgegengesetzter Pole abstießen. Der Haß der Tugendbündler und Montagnards trieb Heine bald aus purer Liebe zum Gegensatz dazu, sich als ein warmer Bertheidiger der Monarchie zu geriren und er redete sich selbst so in die Hitze hinein, daß er bald überzeugt war, die Republikaner hätten nach ihrem Siege seinen Tod geschworen.

Ich weiß, daß Heine in späteren Jahren viel darum gegeben hätte, wenn er das Buch über

Börne nicht geschrieben. Es war ein Produkt der Erbitterung, die von den Anhängern der beiden Männer, den Fraubasereien und dem Geflatsche böser Freunde genährt und großgezogen worden war. Man weiß, wie leicht es zu einer Rauferei in Verona kommt, wenn um die Glieder beider Häuser herum ein Troß von Begleitern herläuft, die jeden Cancan, jedes Geträtsch hin- und hertragen und den Kampf beginnen, den dann die Großen ausfechten sollen. Seine konnte es nicht dulden, daß ihn Einer, wäre es auch Börne, übersehen wollte, seinen Lebenswandel kritisierte, seine Ehrlichkeit in Frage stellte.

„Börne“, sagte mir Seine eines Tags, „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Seine „Briefe“ mag ich nicht lesen, Galle ist kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, dessenungeachtet gestehe ich, daß ich



es nicht geschrieben zu haben wünschte, oder es gern wieder zurücknahme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Man kämpft da nicht allein gegen diese oder jene Zeile seines Buches, man tadelt dann nicht allein diese oder jene Unart seines Charakters, sondern man greift zugleich damit das ganze Heer seiner Freunde an, und fühlt sich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttausend Besitzer seiner Werke ins Treffen vor. Göthe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren.“

### III.

Es ist wohl Niemandem, der sich um Literatur bekümmert, unbekannt, welche mannichfache Unannehmlichkeiten über Heine hereinbrachen, nachdem dieser sein Buch über Börne herausgegeben hatte. Ein Duell mit dem beleidigten Gemahl einer in diesem Werk oft erwähnten Dame war die erste Folge davon. Es fand, wenn ich nicht irre, im Jahre 1844 im Bois de Vincennes statt. Benedey und Seuffert waren Heine's Zeugen. S... hatte, als der Geforderte, den ersten Schuß. Heine hatte, als er seinen Platz nahm, einen Zweig von einem Baume, unter dem er stand, gebrochen. „Ich stelle mich damit,“ sagte er mir,

Meißner, Heine.

6



„gleichsam unter den Schutz der Dreade. Wir Poeten sind ein abergläubisches Volk.“ Die Kugel zischte hart an seinem Ohre vorüber, traf ihn aber nicht. Da kam die Reihe an Heine, er schoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor sich gehe. Damit war der Ehre genug gethan, die Gegner versöhnten sich, aber von Seiten der beleidigten Frau war der Krieg noch nicht eingestellt, er brach vielmehr bald mit all seinen Furien hervor. Die Briefe des todten Börne erhielten nun allerlei Supplemente, in denen Heine's auf die unangenehmste Art Erwähnung geschah. Diese Supplemente kamen nicht alle auf einmal, sie kamen in Zwischenräumen, und immer wieder, da man sie nun bereits erschöpft glaubte; die beleidigte Dame langte immer wieder in ihre Casette und brachte immer wieder ein gehässiges Blatt hervor, das wie ein letztes aussah und doch nicht das letzte sein sollte; kurz, alle Blätter, die Börne's Haß gegen

Seine in unermüdlichem Eifer viele Jahre hindurch beschrieben und bei Lebzeiten entweder im Pult begraben wollte oder nur an vertraute Personen gesendet hatte, kamen allmählig zum Vorschein. Bedenkt man die Anzahl derselben, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's jedenfalls war, für einen ganzen Koffer voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tief gehende Verfolgungslust mitbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen Eins und dasselbe, eben so frei und so groß war und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen sich gebunden fühlen mußte. — Aber es zeigte sich oft und zeigt sich auch hier wieder, daß aufgelöste Freundschaft die grimmigste Feindschaft giebt. —

Gleichzeitig hatte ein heftiger journalistischer



Kampf gegen Heine begonnen. Ich weiß nicht, ob es eine Hallucination seiner Sinne war, wenn Heine abermals auch in der Mitte dieser, ihn mit allen Waffen angreifenden Phalanx die Gestalt des beleidigten Weibes zu erkennen glaubte, aber er ist fest überzeugt geblieben, und glaubt Beweise zu haben, daß auch diesmal die Casette der Madame S... sich aufthat, diesmal, um den Kämpfern einen pekuniären Succurs zukommen zu lassen. Lachend pflegte er zu sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, daß Andere etwas an ihn gewandt hätten, aber sein Lächeln war bitter und er schien im Glauben befangen, daß die erbitterte Feindin in der That seinem Lorbeer zu schaden vermocht hätte. „Mein Leben war schön,“ sagte er einmal, „ich war der Lieblingspoet der Deutschen geworden und wurde sogar gekrönt wie ein deutscher Kaiser zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen, o es war schön! Warum mußte ich doch meinen Heimweg

durch die Judengasse nehmen, die, wie Sie vielleicht wissen, vom Römer nicht gar weit entfernt ist! Als ich sie auf meinem Triumphzuge durchschreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle sie mir Unglück weissagen. — Ich stütze vor der Gestalt, fahre einen Schritt zurück und mein Kranz — mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir! seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den schönen, schönen Kranz!“

— — So seufzte Heine; ich aber, in befreundeter Stellung zu ihm und ein entschiedener Feind der Art, wie Madame S..., die Freundin Börne's, den Krieg gegen Heine geführt, fühlte das Leid und die Berunglimpfung, die ihm angethan worden, mit. Um so voller war mein Antheil und um so vollständiger meine Erbitterung, als ich von dieser Gegnerin Heine's bis dahin



gar nichts gehört und sonach keine Gegenvorstellung meine Gefühle mindern konnte. Die Gestalt, die Seine'n quer über den Weg gehend, Unglück weissagte, schwebte mir daher immer mit allen Attributen der Wesen vor, die der abergläubischen Phantasie des Mittelalters als schlimme Vorbedeutung erschienen.

Ich fürchtete mich vor Madame S... und ihrem bösen Auge...

Doch schien es mir beschieden, ihrer Bekanntschaft theilhaftig zu werden. Ein Frankfurter Buchhändler, ein Neffe der Dame, hatte mir ein Paquet und einen Brief an sie mitgegeben und mir aufgetragen, sie ja gleich in den ersten Tagen meines Pariser Aufenthalts in ihrem Landhaus in Auteuil aufzusuchen. Ich sandte Brief und Paquet hin und verschob die Fahrt. Erst als der Gemahl Monsieur S... mich in meinem Zimmer in der Cour de Commerce besucht hatte,

konnte ich die Fahrt nicht länger verschieben und machte mich nach Auteuil auf.

Auteuil ist ein Dorf, wie fast alle Dörfer in der Nähe der großen Metropole, ein kleiner Flecken voll eleganter Sommerwohnungen, theuer und fashionable, wo man vergeblich ländliche Sitten und ländliche Einfalt suchen würde. Es liegt am Ende des berühmten Boulogner Hölzchens, auf dessen Rasenplätzen die beleidigten Dandys von Paris sich Genugthuung zu geben pflegen. Die Allee des Holzes verlängert sich bis dahin und so wird Auteuil der Zielpunkt jener täglichen Morgenpromenaden, die der Pariser Lebemann auf dem Vollblutpferd, die Pariserin, nonchalant im Wagen hingestreckt, unternehmen. Die grünen Salousteen der Häuser sind meist von breiten Lindenwipfeln beschattet, und in der Ferne erblickt das Auge erfreut grüne weithingedehnte Saatzfelder und das blitzende, vielgewundene Band der Seine.



Ich hatte leider, um nach Auteuil zu fahren, das ökonomische, aber geduldprüfende Beförderungsmittel des Omnibus gewählt, diesmal noch zu besonderem Unglück, denn die Pferde waren todtmüde und schienen auf dem kothigen Pflaster gar nicht fortkommen zu wollen. Alle Augenblicke zog der Condukteur die Klingel, der Kutscher hielt an, bald stieg Einer mißvergnügt aus, entschlossen den weiteren Weg zu Fuß zu machen, bald galt es, eine dicke Bäuerin, die ihre Einkäufe in Paris gemacht hatte, mit ihren Körben und Schachteln aufzunehmen. Ueberdies war ich zu spät ausgefahren. Es mochte vier Uhr sein, da ich aufsaß, der Februar hat so kurze Tage und nun dunkelte es bereits, das unabsehbare Häusermeer von Paris hüllte sich in einen grauen, unheimlichen Schleier, und nur die Kuppel des Pantheon glühte in röthlichem Feuer. Wir kamen an Passy vorüber, wo Franklin einst wohnte und Beranger jetzt lebt, und ich sah be-

reits Licht in dem kleinen rebenumplanten Hause, wo der greise Dichter wohnt. Allmählig zog sich der Nebel immer dichter zusammen und ein stiller, aber eindringlicher Regen fiel. „Teufel!“ dachte ich, „das hast du schlecht gemacht! Kurz vor der Essensstunde willst du bei den Leuten erscheinen! Wer aber hätte auch geglaubt, daß Auteuil so weit ist, die Pferde so müde sind und der Omnibus so oft anhalten würde! Ich komme der Freundin Börne's vielleicht recht ungelegen über den Hals!“

Trotz oder vielleicht gerade wegen des düsteren Bildes, das ich mir von dieser Frau machte, war ich neugierig sie zu sehn. Börne's Freundin kann kein gewöhnliches Wesen sein. An sie, die damals noch in Deutschland lebte, waren die „pariser Briefe“ gerichtet, diese wilden Dithyramben des Zorns, diese Bündel von Schwertern, diese Feuerregengüsse von Witz, Erbitterung, Schmerz. Börne, ein Prophet, zum



Haß getrieben aus Uebermaß der Liebe, ein Apostel, nicht mit einem Palmzweig, mit der Brandfackel in der Hand, konnte nur ein Weib lieben, ihm ähnlich, ihm verwandt.

So dachte ich und langsam trabten die Pferde; es ward immer dunkler, immer heftiger schlug der Regen an die Fenster, die klappernd in ihrem schlechtgefügtten Rahmen auf und ab gingen. Der dicke Nachbar, mir gegenüber, schloß regelmäßig ein, bis ihn ein stärkeres Poltern auf dem Pflaster weckte und ebenso regelmäßig fiel mir sein nasser Regenschirm zwischen die Beine. Verdammt er Einfalt, so spät auszufahren, oder vielmehr welch kläglicher Mangel an Berechnung!

Der Condukteur hat sich endlich auch in den Wagen hinein gesetzt, ich frage ihn, ob heute noch ein Omnibus nach Paris zurückfährt. „Unmittelbar nach Ankunft dieses fährt Einer,“ ist die Antwort.

„In einer halben Stunde, eine Stunde später?“

„Geht keiner mehr“ ist die Antwort. „Die Abfahrt, die sich an uns anschließt, ist die letzte.“

Erfreulicher Gedanke, einer Visite wegen in Auteuil übernachten oder einen eigenen Wagen nehmen zu müssen! Doch da ist nicht zu helfen. Wenn sich der Besuch nur lohnt. Indes hält der Wagen, wir sind in Auteuil.

Bei Dunkelheit und Regenwetter ist es nicht eben angenehm, an einem fremden Ort nach einer Wohnung zu fragen. Mit immer wachsendem Mißmuth gehe ich von Haus zu Haus. Endlich ist die Wohnung gefunden, ich klopfе an, das Thor geht auf, eine alte Portiersfrau entsteigt ihrer Spelunke, bestätigt, daß Herr und Madame S... zu Hause seien, meint aber, sie müsse sich erst näher erkundigen, ob sie heute Jemanden vorlassen könne. Sie geht hinauf, sich zu erkundigen.



Ich stehe fröstelnd im Thorwege. Lange stand ich da und hörte den Omnibus seine Rückfahrt antreten. Die Alte kam nicht wieder. Was ich übersah, war der Hofraum eines alten, vierstöckigen, schweigsamen Hauses. Alle Fenster waren dunkel, nur eines war matt erleuchtet, hinter niedergelassenen Vorhängen mußte dort eine Lampe brennen. Der Regen gießt immer stärker herab, er klast auf die Pflastersteine vor meinen Füßen, ich verschlucke manchen Fluch. Endlich höre ich Schritte. Die Portierfrau, ein Licht in der Hand, kömmt die Treppe herab, ein Mann in schwarzem Frack folgt ihr. Es ist Herr S....

„Ach mein Gott!“ sagte er, als er mir näher tritt und mich erkennt, mit verlegener Miene. „Es thut mir leid, aber Sie haben einen schlechten Tag getroffen. Meine Frau ist eingesperrt und läßt Niemand vor. Sehen Sie, ich selbst darf nicht zu ihr. Sie sitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, sie hält Jährzeit. Wirklich, es thut

mir leid, aber es ist heute der Sterbetag des Börne.“

Er verbeugte sich, ich verbeugte mich, mein Besuch war gemacht. Ich tappte hinaus und ging, aber nicht weit. Von der Straße abbiegend blieb ich mitten im Regen stehen und blickte, ich weiß nicht wie lange, auf das eine beleuchtete Fenster im Hinterhause, wo durch eine Gardine das Meschamahlicht hervordämmerte, wie festgebannt.

Meiner Seele hatte sich nach den Worten, die der bescheidene Gemahl zu mir gesprochen, ein Sturm bemächtigt, welcher mich nicht allein erschütterte, sondern auch machtvoll belebte. Nie wieder werden wohl so anspruchslose Worte einen solchen Schlag auf mein Herz führen.

Meine Vorstellungen über Heine's Todtfeindin, die ich nach Auteuil mitgebracht, kämpften gegen ein neugewonnenes Bild einen heißen Kampf. Nach langer Gegenwehr zog sich mein Haß, so weit er Parteisache war, ehrfurchtsvoll zurück. Die



leidenschaftliche Trauer dieses Weibes, das Jahre nach dem Tode des Geliebten noch keinen Trost gefunden, flößte mir Hochachtung ein. Ich erkannte und bewunderte die energische Seele der Börne-Freundin, die sogar den Gatten von sich verweist, wenn sie das heilige Todtenamt hält.

Ich habe auch seitdem diese merkwürdige Frau nicht kennen gelernt, die Anschauung aber, die sich auf dem Feldwege von Auteuil mit vulkanischer Macht in mir empor bildete, herrscht noch heute in meinem Innern vor.

Wie eine überlebensgroße Statue des Schmerzes, die mit der Linken einen Aschenkrug an das Herz preßt, in der rechten Hand aber ein Schwert schwingt, mit welchem sie den Todten an seinem Feinde rächt — so schwebt mir diese Frau vor den Augen.

#### IV.

An einem Abend einige Wochen später kamen wir auf die Politik zu sprechen, was eben nicht oft geschah. Seine hatte die Politik aufgegeben. Seine literarischen Arbeiten standen ihm obenan und die religiöse Frage schlich sich allmählig in sein Gemüth.

„Es wird nicht mehr lange so bleiben“, sagte er bitter lächelnd. „Ein Staatsstreich ist ein öffentliches Geheimniß. Man plaudert so viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präsident arbeitet



nach der Schablone seines Dufels und geht auf den 18. Brumaire los. Nur zu! nur zu!"

Er sagte dies alles ohne Zorn und ich wunderte mich darüber. Was sollte, kann man fragen, der politische Sarkasmus, der den Priesterrock zerreißt und sich sogar an den Scepter der Könige wagt, wenn er dann später lächelnd dem Verrath zusteht? Warum die titanische Verachtung des Bestehenden, der luxuriöse Aufwand von politischem Haß, die blutige Satyre, die guillotinirende Ironie? Was war denn Seine noch, wenn er kein Republikaner war?

Er war, das wußte ich, einst ein Anhänger der Julimonarchie gewesen, weil er, wie er sagte, sich keinen bessern Zustand in dem damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterstützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die französische Politik zu schreiben, wie er dachte; wogegen die französische Polizei

wieder mit größter Bereitwilligkeit seinen Steckbrief mit den ehrenrührigsten Bezeichnungen an die deutschen Polizeiamter sandte. Er hatte den Prinzen Nemours gelobt, doch nur, weil er sich in Bagnères höflich und aufmerksam gegen ihn benommen. Dessenungeachtet schien mir Heine nie ein aufrichtiger Monarchist — was war er also?

Er merkte meine Verwunderung und ergriff meine Hand. „Verstehen Sie mich recht,“ sagte er. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proclamirt wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, was nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld

Meißner, Heine.



machen, Aemter erhaschen, vierspännig fahren,  
 eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen  
 in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo  
 hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürger-  
 lichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt?  
 Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch —  
 ich meine, hier herrscht der Napoleon d'or. Mö-  
 gen es Andere zu ihrer Partheisache machen, einen  
 Namen aufrecht zu erhalten, mag selbst Proudhon  
 die bestehende Staatsform in dieser ihrer kläg-  
 lichsten Phase für gegeben, unantastbar und un-  
 veränderlich, sogar über den Ursprung aller Rechte  
 und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären  
 — eine solche Politik ist nicht die meine. Der  
 Name ist mir nichts. Nur das Farbige kann  
 mich entzücken, die abstrakte Idee ist ohne Reiz  
 für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine  
 Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde  
 gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es  
 gibt keine Republikaner!“

Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik und erwartete ihr Ende mit einer gewissen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerstörung selber. Es war, als wüßte er, daß etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Umsturzes vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die fürchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht konservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation sein Wesen. Diesem Zuge in ihm lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, sondern er hatte mit dem künstlerischen Bedürfniß ein und dieselbe Wurzel, jeden Gegenstand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgestaltet zu sehn. Es war der Drang einer, nach mächtigen Aufregungen sich sehnenden Natur und zugleich ein charakteristischer Zug seiner Skepsis. Cha-



rakteristisch ist einer seiner Aussprüche, daß ihm an keiner Erscheinungsform menschlicher Gedanken etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken selbst stehe. Aus Allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte.